

Vorwort: Praxeologien des Körpers: Geschlecht neu denken

Brockmeyer, Bettina; Lettow, Susanne; Manz, Ulrike; Schäfer, Sabine

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brockmeyer, B., Lettow, S., Manz, U., & Schäfer, S. (2018). Vorwort: Praxeologien des Körpers: Geschlecht neu denken. *GENDER - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 10(1), 7-12. <https://doi.org/10.3224/gender.v10i1.01>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Praxeologien des Körpers: Geschlecht neu denken

Bettina Brockmeyer, Susanne Lettow, Ulrike Manz, Sabine Schäfer

Der Körper ist seit den 1970er-Jahren ein zentraler Gegenstand der Geschlechterforschung. Von Büchern wie *Unser Körper, unser Leben*, die dem feministischen Aktivismus der Selbsterfahrungsgruppen und einer radikalen Medizinkritik verpflichtet waren, über die vielfältigen Debatten zu Reproduktionstechnologien und Biomedizin bis hin zu den Diskussionen darüber, auf welche Weise Körper überhaupt vergeschlechtlicht werden und welche Rolle dabei gesellschaftliche Machtverhältnisse, Sexualitätsregime und Politiken der Normalisierung spielen, ist Körperlichkeit immer wieder kontrovers diskutiert worden.

Zentral ist dabei die Einsicht, dass Körper und Geschlecht ‚gemacht‘ und ‚getan‘ werden, dass sie ‚hervorgebracht‘ und ‚hergestellt‘ werden. Was aber bedeutet es, Körper und Geschlecht zu ‚machen‘ und zu ‚tun‘? Welche Arten von Tätigkeit und Praxis sind dabei gemeint? Wer sind die Akteur*innen? Und wie stellt sich das Verhältnis von Wissen, Diskurs und Erfahrung dar, wenn wir den Blick primär auf Praktiken lenken? Wichtige Impulse für die theoretische und empirische Auseinandersetzung mit diesen Fragen sind in den vergangenen Jahren vom sogenannten *practice turn* sowie von den Praxistheorien im Anschluss an Pierre Bourdieu und Judith Butler ausgegangen.

Insbesondere in der Soziologie, aber auch in der Geschichtswissenschaft und der Philosophie sind dabei unter dem Namen „Praxeologie“ Theorieperspektiven formuliert worden, die trotz aller – auch disziplinär begründeter – Unterschiede gewissermaßen konvergieren. Der vieldeutige Praxisbegriff taucht vor allem dort auf, wo es darum geht, die Dichotomien von Handlung und Struktur, Erfahrung und Diskurs, Körper und Intellekt zu überwinden bzw. frühere Überwindungsversuche einer erneuten kritischen Befragung auszusetzen. Schließlich sind sowohl der Konstruktivismus mit der These der diskursiven Verfasstheit der Wirklichkeit und des Körpers als auch die Phänomenologie des Leibes mit dem Anliegen angetreten, diese Dichotomien zu überwinden. Worin also liegt das besondere Potenzial praxeologischer Zugänge?

Andreas Reckwitz zufolge zeichnet sich eine „Theorie sozialer Praktiken“ vor allem durch drei Merkmale aus: Erstens stellen Praktiken „die kleinste Einheit“ des Sozialen“ (Reckwitz 2003: 288)¹ dar. Denn das Soziale konstituiert sich grundlegend in den Tätigkeiten. Zweitens interessiert sich eine praxeologische Perspektive für die materielle Struktur von Tätigkeiten, da sich eine Praxis, so Reckwitz, stets aus bestimmten routinisierten Bewegungen des Körpers und Artefakten zusammensetzt. Drittens betont Reckwitz in Anlehnung an Polanyi, dass Praktiken ein implizites Wissen, ein „tacit knowledge“, inhärent ist. Dieses Wissen bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Wiederholung und Offenheit bzw. Routine und Unberechenbarkeit. Von entscheidender Bedeutung ist dabei, wie Thomas Alkemeyer betont, dass Körper nicht „zu bloßen Vollzugsorganen von Praktiken herabgesetzt“ (Alkemeyer 2017: 55)² werden, son-

1 Reckwitz, Andreas (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301.

2 Alkemeyer, Thomas (2017). Praktiken und Praxis. Gegenständlicher und gelebter Körper in den Vollzügen von Ordnungs- und Selbstbildung. *Phänomenologische Forschungen*, 2, 41–56.

dern dass ihr „vermittelt-unmittelbares Erkenntnis- und Selbstorganisationsvermögen“ (Alkemeyer 2017: 55) in Betracht gezogen wird.

Implizites Wissen, Artefakte und Körper, oder genereller Strukturen und Materialitäten, sind in Praktiken eingebunden und bringen diese hervor. Hierüber eröffnet sich beispielsweise ein „anderer Blick auf die Dinge“ (Manz 2015),³ indem Artefakte nicht als Hilfsmittel menschlichen Handelns verstanden werden, sondern ihre konstitutive Bedeutung für soziale Praxis erkennbar wird. Für die Geschichtswissenschaft, die es mit vergangenen, nicht mehr beobachtbaren Geschehnissen zu tun hat, bieten praxeologische Ansätze eine Möglichkeit, die Basiskategorien historischen Forschens, nämlich Strukturen und Handlungen, sowie Makro- und Mikroperspektiven auf einer methodischen Ebene zusammenzubringen (vgl. dazu grundlegend Welskopp 2001).⁴ Ein besonderes Potenzial der Praxeologie, dessen empirische Umsetzung nach wie vor hinter der Anzahl theoretischer Ausführungen zurückbleibt, liegt darin, dass sie eine Heuristik anbietet, die Gesellschaften und gesellschaftlichen Wandel beschreibbar werden lässt, ohne Dualismen zu (re)produzieren.

Gemeinsam ist den unterschiedlichen Zugängen zur „Praxeologie“, dass sie einen rationalistisch und individualistisch verkürzten Handlungsbegriff infrage stellen. Denn aus praxistheoretischer Perspektive fehlt den Handlungstheorien ein Verständnis von Tätigkeiten, die nicht intentional sind und als Teil eines komplexen sozialen Gefüges verstanden werden müssen. Daraus ergibt sich ein besonderes Interesse nicht nur an impliziten Wissensprozessen, sondern auch an den affektiven Dimensionen von Handlungsvollzügen. Zudem legen praxeologische Ansätze ein Verständnis von Gesellschaft nahe, demzufolge diese weder lediglich als Struktur- noch als Interaktionszusammenhang zu fassen ist, sondern vielmehr als prozesshafter Zusammenhang multipler Verhältnisse, die durch Praktiken hervorgebracht werden.

Ansätze der Geschlechterforschung werden vor allem in der soziologischen Diskussion der Praxistheorien rezipiert. Insbesondere das ethnomethodologische Konzept des *doing gender*, demzufolge Geschlechtszugehörigkeiten und -identitäten als soziale Konstruktionen zu verstehen sind, die aus fortwährenden Herstellungsprozessen resultieren (vgl. bspw. West/Zimmerman 1987),⁵ wird häufig in die Nähe der Praxeologie gerückt. Vernachlässigt wird dabei allerdings, dass zwischen dem Doing-Gender-Ansatz und einer praxeologischen Perspektive systematische Unterschiede bestehen. Denn Letzterer geht es nicht so sehr um die Analyse von Interaktionsbeziehungen, sondern um die Körperlichkeit, Materialität und Sozialität, die durch Praktiken konstituiert und reproduziert werden. So relativiert der Fokus auf Praktiken, die immer zugleich individuell und kollektiv sind, den Subjekt- und Akteursbegriff, der im Paradigma des Interaktionismus vorausgesetzt wird.

Auch Judith Butlers Theorie der Performativität von Geschlecht wird im Zusammenhang mit praxeologischen Perspektiven diskutiert. Ihr Performativitätskonzept antwortet nämlich auf eine Frage, die im Kontext der Praxeologie gestellt wird: Sind soziale

3 Manz, Ulrike (2015). Ein anderer Blick auf die Dinge. Von „Pflegehilfsmitteln“ zu „Partizipanden des Tuns“. *Pflege und Gesellschaft*, 20(3), 213–226.

4 Welskopp, Thomas (2001). Die Dualität von Struktur und Handeln. Anthony Giddens' Strukturierungstheorie als „praxeologischer“ Ansatz in der Geschichtswissenschaft. *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 19, 99–119.

5 West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.

Praktiken vor allem vorreflexiv und routinisiert oder durch ihre Eigensinnigkeit und damit durch ihr kulturell innovatives Potenzial gekennzeichnet? Für Butler ist diese Frage streng genommen obsolet, denn der Begriff der Performativität artikuliert ja gerade die Verschränkung von Routine und Veränderung, zwischen Wiederholung und Subversion. Geht Butler in dieser Hinsicht also über eine Dichotomie, die die Praxistheorie mit ihrer Unterscheidung von Routine und Offenheit neu auflegt, hinaus, so lässt ihre konstruktivistische Perspektive jedoch jene Eigensinnigkeit des gelebten Körpers außer Acht, die phänomenologische Ansätze betonen. Eine Engführung von Praxeologie und Konstruktivismus erscheint daher ebenso problematisch wie die von Praxeologie und Interaktionismus oder die von Praxeologie und Phänomenologie, die wiederum die sozialtheoretische Dimension vernachlässigt. Unseres Erachtens liegt gerade in der Tatsache, dass der Praxisbegriff einerseits Anschlüsse an bisherige Konzeptionen des Verhältnisses von Körper und Geschlecht bietet, andererseits deren Grenzen markiert, das Potenzial der Praxeologie im Hinblick auf das Unternehmen, Geschlecht neu zu denken.

Praxistheorien geben vor allem zwei wichtige Impulse für die aktuelle Geschlechterforschung: Zum einen erlaubt es der Fokus auf Praktiken bzw. Praxen, das Verhältnis von Materialität und Diskurs neu zu beleuchten, und zwar so, dass Materie weder als passives ‚Material‘ erscheint, dem erst Diskurse Form verleihen, noch dass sie – im Gegenzug – ontologisch überhöht wird. Praktiken als körperliche Tätigkeiten im Vollzug zu begreifen und zugleich als Teil gesellschaftlicher Prozesse, bedeutet auch, ihre technischen, medialen und ökologischen Vermittlungen – die Bezogenheit auf Dinge, Stoffe und Lebewesen – zu berücksichtigen. Wenn Praxis in diesem Sinne materiell ist, ist umgekehrt ‚Materie‘ keine Substanz und kein der Praxis vorgelagerter Realitätsbereich, sondern immer schon in der Praxis und durch Praktiken auf spezifische Art und Weise modifiziert.

Der zweite wichtige Impuls, der von einer praxeologischen Perspektive ausgeht, betrifft die Debatte um Intersektionalität. Grundsätzlich gehen wir davon aus, dass relationale Differenzkategorien wie *race*, *class*, *gender* nicht ohne die sie konstituierenden und durch sie konstruierten Elemente der Macht sowie Möglichkeiten von deren Subversion zu denken sind. Die Erforschung der Prozesse der Herstellung dessen, was Geschlecht meint, kann nicht losgelöst von einer Analyse der vielfältigen Formen der Macht erfolgen. Allerdings wurde in der Intersektionalitätsdebatte immer wieder darauf hingewiesen, dass eine Theorie, die der Komplexität der verschiedenen Machtverhältnisse gerecht werden will, nicht auf der Ebene von ‚Kategorien‘ operieren, sondern gesellschaftliche Verhältnisse in den Blick nehmen sollte. Dieser Perspektivwechsel von ‚Kategorien‘ zu ‚Verhältnissen‘ ist dabei unserer Auffassung nach praxeologisch zu verstehen. Schließlich kann eine Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse dort besonders effektiv ansetzen, wo diese als *in the making*, also als aus Praxisvollzügen resultierend, begriffen werden.

Der vorliegende Heftschwerpunkt knüpft an diese Überlegungen an und sucht das Verhältnis von Geschlechterforschung und Praxistheorie näher zu bestimmen und die genannten Potenziale auszuloten. Grundlegende Überlegungen im Vorfeld dieses Themenschwerpunktheftes gehen auf die mehrjährige Arbeit innerhalb des von 2009 bis 2015 DFG-geförderten wissenschaftlichen Netzwerkes „Praxeologien des Körpers“⁶

6 Mitglieder des DFG-Netzwerks waren: Bettina Brockmeyer, Karin Klenke, Susanne Lettow, Ulrike Manz, Karen Nolte, Heike Raab, Malaika Rödel, Eva Sänger, Uta Schirmer, Sigridur Thorgeirsdottir, Karen Wagels, Mica Wirtz. Sabine Schäfer war nicht Teil des Netzwerks, sondern hat den vorliegenden Heftschwerpunkt vonseiten der Redaktion und der Herausgeberinnen der GENDER betreut.

zurück. Das Netzwerk hatte es sich zum Ziel gesetzt, praxeologische Perspektiven auf die Kategorie Geschlecht bezogen kritisch zu reflektieren. Es hat diese Fragestellung in interdisziplinärer Zusammensetzung diskutiert, um Grenzen und Leerstellen der jeweiligen Zugänge ausfindig zu machen und produktiv zu wenden. Da das Netzwerk von Beginn an auf den Austausch mit weiteren Forschenden ausgelegt war, ist das schriftliche Endprodukt auch in diesem Sinne gehalten. In einem Call for Papers haben wir dazu aufgerufen, aktuelle Forschungsergebnisse im Bereich der Praxeologie und Geschlechterforschung einzureichen. Wir wurden von den zahlreichen und thematisch vielversprechenden Einsendungen überrascht und gleichzeitig darin bestätigt, dass die Frage, wie eine produktive Verknüpfung herzustellen ist, nach wie vor virulent ist. Wir danken an dieser Stelle allen, die einen Artikelvorschlag eingesendet hatten. Es liegt in der Praktik aktuellen Publizierens begründet, dass nur eine kleine Auswahl in diesem Heft präsentiert werden kann. Diese Auswahl soll die thematische und methodische Bandbreite des Feldes andeuten und erste Ergebnisse vorstellen.

Mit der Empirie einer Praxisirritation arbeitet *Mareike Böth* in ihrem Artikel, in dem sie frühneuzeitliche Körperpraktiken in den Briefen Liselottes von der Pfalz (1651–1722) analysiert. Höfisches Kleiden und Agieren einer konkreten historischen Akteurin erlauben, interpretiert innerhalb eines praxeologischen Sets aus Handlungen und Strukturen, Rückschlüsse auf zeitgenössische Vorstellungen und zugleich Umdeutungen von Stand und Geschlecht. Böth führt intersektionale und praxeologische Ansätze zusammen und diskutiert aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive zentrale geschlechtertheoretische Konzepte im Hinblick auf ihr Verhältnis zur Praxisstheorie.

Karen Noltes Artikel nimmt weitere wichtige Aspekte praxeologischer Forschung in den Blick: Subjektivität und implizites Wissen. Nolte zeigt, dass praxeologische Zugänge einen innovativen Zugang zur Geschichte des Schmerzes ermöglichen. Statt der lange und intensiv beforschten Frage nachzugehen, wie authentisch Schmerzbeschreibungen die Empfindungen der Betroffenen wiedergeben, interessieren Nolte Praktiken im Umgang mit Schmerz. Dabei geht es besonders um die Frage, in welcher Weise Konzeptionen von Geschlecht den Praktiken im Umgang mit Schmerz im 19. Jahrhundert implizit sind.

Malaika Rödel zeigt am Beispiel der öffentlichen Debatten über die Präimplantationsdiagnostik (PID) in den Jahren 2000 bis 2011, wie Geschlecht und die Grenze von Natur und Technologie verhandelt werden. Sie stellt die diskursiven Praktiken ins Zentrum ihrer Analyse, die dazu geführt haben, dass sich die Wahrnehmung der PID von einer problematischen Selektionsdiagnostik zu einer ersehnten Hilfe für Paare mit Kinderwunsch wandelte. Unter Rückgriff auf die Science and Technology Studies und insbesondere das Konzept der „Reinigungsarbeit“ von Bruno Latour rekonstruiert sie, wie diskursive Praktiken zu einer „strategischen Naturalisierung“ (Thompson) technologischer Möglichkeiten führen, die diese Praktiken selbst unsichtbar macht.

Der Beitrag von *Olaf Stieglitz* fügt den Debatten um Praxeologie u. a. die Frage nach der Visualität der Praktiken hinzu. Stieglitz befasst sich mit der Genealogie einer im frühen 20. Jahrhundert in den USA boomenden Sportart: dem Schwimmen, genauer dem Kraulen. Anhand von Lehrbüchern, Fotografien und Beschreibungen junger Schwimmerinnen werden Praktiken der Normalisierung und insbesondere die über Kategorien wie *race* und *gender* konzipierten Körper analysiert. Der Beitrag diskutiert, inwiefern

Schwimmen in den USA den menschlichen Körper ‚modern‘ machte und verbunden war mit normativen Vorstellungen von Aussehen, Handeln, Können und körperlicher Leistungsfähigkeit.

Der Beitrag von *Nicole Kirchhoff* und *Benjamin Zander* untersucht Herstellungspraktiken von Geschlecht durch Jugendliche. Von besonderem Interesse ist dabei die Verwendung eines innovativen methodischen Vorgehens, das als „Gruppenwerkprozess“ benannt wird und eine Erweiterung des Gruppendiskussionsverfahrens auf der visuellen Ebene durch die „Bilder-Collage“ und das „Gruppen-Selfie“ darstellt. Die Frage, wie genau Praktiken im Hinblick auf Körper empirisch erforscht werden können und welche methodologischen Implikationen eine praxistheoretische Perspektive auf Körper und Geschlecht mit sich bringt, reflektiert der Beitrag anhand der Beziehung von Körperbildern und Körperpraktiken Jugendlicher.

Die Beiträge verweisen auf die Produktivität praxeologischer Interventionen in die Geschlechterforschung sowie umgekehrt auf die Notwendigkeit, praxeologische Ansätze geschlechtertheoretisch zu durchdenken. Das vorliegende Heft bietet hierfür ein Diskussionsforum.

Offener Teil

Anne-Laure Garcia und *Ina Dietzsch* leiten den Offenen Teil dieser Ausgabe mit einem Beitrag zum Stillen als wissenschaftlichem Gegenstand ein. Vor dem Hintergrund einer gegenwärtig als hegemonial zu bezeichnenden Position, die Stillen als beste Form der Säuglingsernährung bewertet, fragen die Autorinnen nach den Hintergründen für die Macht dieser Position und stellen am Beispiel des medizinischen Diskurses epistemologische Überlegungen zur Untersuchung einer „natürlich sozialen Tatsache“ an.

Ziel des Aufsatzes von *Eva Maria Hinterhuber* und *Simon Möller* ist es, das Gendering industrieller Massenprodukte im Fahrzeugbereich nachvollziehbar zu machen. Sie richten dafür den Blick auf die Geschichte des Mobilitätsdiskurses – vom historischen Geschlechterkampf um das Fahrrad bis zu aktuellen Entwürfen von „Frauenautos“ – und zeigen so, wie Design an der performativen Herstellung von Geschlechtsidentität(en) und der (Re-)Produktion bestehender hierarchischer Geschlechterverhältnisse beteiligt ist.

Im Mittelpunkt des Beitrags von *Silvia Förtsch* und *Ute Schmid* steht eine Analyse geschlechtsspezifischer Erfolgserwartungen unter Informatikstudierenden. Auf Basis des Datenmaterials aus dem ESF-Forschungsprojekt „Alumnae Tracking“ untersuchen die Autorinnen den Einfluss vorangegangener Schulleistungen und intrinsischer Motivation auf die subjektive Einschätzung des Studienerfolgs. Dabei können sie zeigen, dass sich Studentinnen in Bezug auf ihren persönlichen Studienerfolg signifikant unterschätzen, obwohl sie sich im Vergleich zu ihren Kommilitonen in ihren durchschnittlichen Mathematikleistungen nicht unterscheiden und sogar bessere Abiturnoten erzielen.

Unter dem Titel „Zeit-Nischen oder Familienzeit?“ gehen *Brigitte Liebig* und *Martina Peitz* der Frage nach, wie Väter die Widersprüche flexibler Arbeitsmodelle im Kontext von Vereinbarkeitsansprüchen handhaben. Grundlage ihrer Untersuchung sind problemzentrierte Interviews mit 32 Vätern aus familienfreundlichen Unternehmen und

Verwaltungen der Schweiz, deren Analysen zeigen, dass flexible Arbeitsmodelle bei Vätern erst dann zu einer gleichberechtigt(er)en Teilhabe an der Kindererziehung führen, wenn sie mit partnerschaftlich-egalitären Vorstellung verknüpft und durch eine Arbeitskultur unterstützt werden, die Sorgeverantwortung von Vätern berücksichtigt.

Abgerundet wird das Heft durch vier Besprechungen aktueller Veröffentlichungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.